

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 16

Artikel: Deutsch und Welsch
Autor: Clerc, Charly
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670087>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie Mozart komponierte

Im Gegensatz zu Beethoven, der mit seinen Themen und Melodien zu kämpfen hatte, bis die letzte Gestalt abgerungen ward, hat Mozart in fast unaßlicher Weise ohne Skizzen seine Werke direkt ins Reine geschrieben. Das berühmte Quintett in der „Zauberflöte“ hat Mozart während des Billardspieles komponiert. Er konnte sich dabei vollends auf sein Gedächtnis verlassen, was folgende Episode bestätigt. Für ein gemeinsames Konzert hat Mozart einer Geigerin eine Violinsonate versprochen. Doch noch am Abend vorher war nicht eine Note geschrieben. Auf wiederholte Beschwörung der Geigerin schrieb Mozart die Violinstimme auf, die sie bis zum Abend einüben konnte. Auf dem Klavierpult stand ein leeres Notenblatt. Mozart hatte also das Bild der im Geiste fertigen Sonate so klar im Gedächtnis, daß er im Augenblick den Klavierpart zu der Violinstimme auf das Klavier übertragen konnte. Das Konzert fand in Gegenwart des Kaisers Joseph statt.

Unglaubliches leistete Mozart bei der Komposition der Dubertüre zu „Don Juan“. Noch einen Tag vor der Uraufführung hatte Mozart mit der Komposition der Dubertüre nicht einmal begonnen. Er wurde von der Theaterleitung, vom Impresario, von seinen Freunden bedrängt, aber Mozart lachte nur und fuhr am Nachmittag noch ins Freie aufs Land. Gegen Mitternacht kehrte er von der Lustfahrt zurück, aber von der Dubertüre keine Spur. Auf Bitten und Beschwörungen sperrte er sich in seinem Zimmer ein und begann

zu schreiben. Nach wenigen Minuten aber rief er seiner Frau: „Es geht noch immer nicht! Ich muß mich ein wenig schlafen legen! In einer Stunde wecke mich und bereite mir dann ein Glas Punsch!“ Seine Frau ließ ihn aber zwei Stunden schlafen. Dann setzte sich Mozart an den Tisch und schrieb, dazu unterhielt ihn seine Frau mit Märchenerzählen, mit lustigen Schwänken und schauderhaften Geistergeschichten. Mozart lachte und schrieb ohne Unterlaß. Am Morgen um sieben Uhr lag die Dubertüre fertig da.

In einem Briefe vom Jahre 1789 schilderte Mozart selbst ausführlich seine Art zu komponieren: „Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen oder nach guter Mahlzeit, beim Spazieren und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweise und am besten... Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht gleich wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hineingesammelt ist. Darum kommt es auch ziemlich schnell aufs Papier; denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen und mag um mich herum mancherlei vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern, nämlich von Hühnern und Gänsen und von Gretel und Bärbel und dergleichen.“

W. G.

Deutsch und Welsch

Man muß einander kennen lernen, wenn man einander verstehen will. Ein sehr bedeutender Geist unseres Landes hat das behauptet, und ich beeile mich, hinzuzufügen, daß er selbst eine umfassende schweizerische Kultur besitzt und überaus viel dazu beigetragen hat, unter meiner Generation das Verständnis für die Gesamtheit der Schweiz zu fördern. Trotzdem, meine Meinung ist, daß wir uns unablässig bemühen sollten, die

Sprache unserer Miteidgenossen zu verstehen und durch sie ihr Denken und Fühlen zu begreifen.

Das möchte ich allen denen sagen, die ein wenig Muße haben, an ihrer Bildung zu arbeiten (wieviel Zeit vertun wir oft am Radio, um Dinge zu hören, die uns gar nicht interessieren), allen denen, die von der Sekundarschule her ein paar Kenntnisse von ihrer nachbarlichen Miteidgenossen-Sprache besitzen — und auch denen, die sich

mehr oder weniger des Vorzugs geistiger Interessen erfreuen; hauptsächlich aber auch den Welschen, die vom Wesen des Deutschschweizers viel zu wenig wissen.

Im vergangenen Jahrhundert und am Anfang des jetzigen, in Zeiten, da das Leben unbegreiflich ruhig und sorgenlos dahinflöß (Ah! *qu'on est bien, qu'on est bien chez nous!* sang unser lieber Jaques Dalcroze, und mit „chez nous“ war nur unsere welsche Heimat gemeint), war es noch einigermaßen möglich, daß sich die Schweizer gegenseitig nicht kannten: ein patriotischer Waadtländer konnte durchs ganze Leben pilgern, ohne je eine Nummer des „Bundes“ oder der „N. Z. Z.“ anzurühren und ohne daß es ihm eingefallen wäre, einmal ein Schöppchen Stäfner zu versuchen. Umgekehrt konnte ein Luzerner seine Tage beschließen, ohne einmal die „Tribune de Genève“ aufgemacht zu haben. Ich darf sagen, daß das heute nicht mehr so ohne weiteres begreiflich ist.

Wir sind immer noch 22 Kantone, und der Himmel gebe, daß wir die föderalistische Form so gut als möglich beibehalten können; aber wir sind jetzt viel mehr ein Land, eine Nation, als früher. Vor zwanzig oder dreißig Jahren wurde man vom gebornen Genfer oder Neuenburger nach und nach zum Schweizer, oder auch von einem Tag auf den andern, etwa als Folge eines großen vaterländischen Festes oder einer glänzenden Gedenkfeier. Heutzutage scheint mir, wird man als Schweizer geboren, ist man Schweizer von Kindheit an. Das ist auch nicht anders möglich, nach den schrecklichen Gefahren, die wir durchlebt haben und angesichts der unendlichen Schwierigkeiten, die uns noch bevorstehen. Und die Sorge um das tägliche Brot, die Lebensmittelverteilung, und die ganze Wirtschaft zwingen auch den, schweizerisch zu denken, der es vorher nicht tat.

Schweizerisch denken! Man glaube nicht, daß ich mich nun über unsere zeitlichen Sorgen verbreiten wolle, oder daß ich einer Bastardkultur das Wort rede und empfehle, schnell zwei oder drei Sprachen mittelmäßig zu lernen.

Sagen wir offen, welche Haltung unsere Welschen im allgemeinen der deutschen Schweiz gegenüber einnehmen und wie sie sich im Besonde-

ren mit dem auseinandersetzen, was dort gedacht, geschrieben und geredet wird. Gewiß, die Knaben und Mädchen von Genf oder La Chaux-de-Fonds, von Lausanne oder Bruntrut lernen nun viel besser deutsch als einst ihre Eltern. Deshalb sind sie auch eher fähig, die Werke der Autoren, in denen sich die Seele der deutschen Schweiz — und mit welcher Mannigfaltigkeit — widerspiegelt, zu lesen. Ich weiß, daß man in einigen höheren Schulen das „Schwyzertütsch“ nicht gerade lehrt, aber doch die Kinder auf den Wert und den Reiz des Dialekts aufmerksam macht. Man tut also, was notwendig ist. Nur scheint es mir, daß die Schule (übrigens auch die Familie), in allen ihren Geschichts-, Geographie-, Staatsbürgerkunde- und Literaturstunden noch mit viel mehr Nachdruck den Schülern begreiflich machen sollte, daß von den jungen Schweizern außergewöhnlich viel verlangt wird, viel mehr als von jungen Franzosen, Engländern oder Italienern... Man verlangt von ihnen, daß sie ihr eigenes Land gut kennen lernen, dieses Land, das ein winziges Europa in sich schließt und daß sie so viel als möglich von ihrem nächsten Nachbarn wissen, mit dem sie seit einem Jahrhundert im gleichen politischen Schiff sitzen. Sicher hat sich in einem Land wie dem unseren, die Majorität zuerst um die Minoritäten und ihre Seelen zu bekümmern, ihr Wesen und ihre Arbeit zu studieren. Doch haben auch bei den Minderheiten die aufgeschlossenen Leute nicht das Recht, sich um die Eigenart der Majorität nicht zu kehren. Niemand weiß besser als ich, welche Anstrengung dazu nötig ist; denn seit mehr als dreißig Jahren hat mich das bloße Lesen deutschschweizerischer Bücher ein schönes Stück Zeit und Geduld gekostet.

Dies eben möchte ich nun allen denen empfehlen, die am Abend über einige freie Stunden verfügen: das einfache Lesen von Büchern, von einigen schönen Büchern, müßte man dabei auch öfter zum Wörterbuch greifen. Ein Gotthelfroman läßt uns das Emmental erleben, ein Emmental vom vorigen Jahrhundert zwar. Doch zeigt es uns einen Flecken Erde, einen bestimmten schweizerischen Menschengeschlag, einen Teil der Seele des Vaterlandes. Die Erzählung Federers, seine Jugend- und Schulerinnerungen führen uns nach Sachseln, in die Nähe des Ranf-

tes... Lesen wir einen oder zwei Romane von Rudolf von Tavel, so können wir aus nächster Nähe bernisches Leben verschiedener Zeiten und Stände betrachten.

Gedichte von Solothurner oder Baellandschäftler Autoren machen uns mit diesen Gegenden vertraut. (So etwa, wie wenn ein Zürcher oder ein Thurgauer in den Ferien Philippe Monniers „Mon village“ liest und sich dabei ein wenig nach Cartigny versetzt fühlt.) Es ist nicht der Literaturprofessor, der Ratschläge erteilt, noch der Kritiker, der Vorschläge macht, sondern einfach irgend ein Welscher, gebürtig aus einem bestimmten Kanton, unendlich anhänglich an eine bestimmte Gegend, und der aber auch im anderssprachigen Teil der Schweiz eine geistige Wohnstätte gefunden hat. Und dies am meisten durch Bücher, durch Gedichte, viel mehr als durch Aufenthalte oder Reisen. In den Büchern fand er Gestalten, die seine Freunde geworden sind und Landschaften, die ihm nun wirklich gehören. So offenbart sich die Seele eines Landes dem Leser, der guten Willens ist.

Nochmals: Wir müssen darum kämpfen, uns gegenseitig weniger fremd zu sein, denn das Sich-

Fremdbleiben kann im nationalen Zusammenleben betrübliche Folgen haben. Und nochmals: für uns Welschschweizer ist es nicht leicht, die deutsche Schweiz kennen zu lernen. Erstens, weil der Charakterunterschied ziemlich groß ist und man immer wieder gegen dieses Hindernis anrennen muß, zweitens, weil die deutsche Schweiz, im Gegensatz zu uns, die wir in der gleichen Sprache sprechen und schreiben, Dialekt spricht und Schriftdeutsch schreibt. Es ist eine merkwürdige und verwickelte Angelegenheit, aber sie ist es wert, daß man sie studiert. Unser kleines Land ist groß in seiner Mannigfalt. Es bereitet uns so viele Überraschungen in einer Zeit, da wir die Überraschungen nicht auf Reisen suchen können. Und alle diese Überraschungen, die jeder von uns immer wieder erlebt, bewirken in uns eine tiefere, bewußtere, vollkommenere Anhänglichkeit. Das ist von beträchtlicher Bedeutung für das gemeinschaftliche Leben. Wenn hundert Welsche meinen Standpunkt zu dem ihren machen, haben wir schon viel gewonnen. Es ist tatsächlich so: Man muß einander kennen lernen, wenn man einander verstehen will.

Charly Clerc.

Lenzbeginn

Um Pfannenlickers Holzpalaß
blüht malerisch der Seidelbast,
blühn auch schon Weilchen, fest und fein.
Frühsonne guckt ins Tal herein,
grad auf die ausgehängten Windeln,
vom Dache tropft der letzte Schnee,
und lustig lärmen ein paar Schindeln:
„Valet, Herr Winter, nun ade!“
Die junge, zahme Krähe sitzt
zerzaust und schwarz am Treppenfusse,
sie hat ein Käufflein Brot sibigt
und speist es nun in aller Muße,

Ein Finklein schaut ihr neidig zu,
der Bach rauscht durch die Erlengänge,
weit hinten an der Felsenfluh
glänzt silberblaues Eisgehänge.
Dem Pfannenmann im Werkhaus drinn
steht's wunderbar um Herz und Sinn.
Er pfeift und schürt sein Feuerlein,
er hämmert, hält dann wieder ein,
springt plötzlich auf und rennt ins Stübchen,
er hört das Lied vom letzten Schnee,
und lustig singt er seinem Wübchen:
„Valet, Herr Winter, nun ade!“

Fritz Senft